

## Der Tagesspiegel (13.10.2003)

### Mehr geht nicht

#### Der Soziologe Gerhard Schulze verkündet das Ende der Fortschrittseuphorie

Von Günther Friess

Fortschrittsekstase und Machbarkeitswahn ziehen sich heute mehr denn je durch alle Bereiche unseres Lebens, selbst durch das Private. In seinem Buch „Die beste aller Welten“ fragt der Bamberger Professor für Soziologie Gerhard Schulze denn auch, ob wir trotz der Maxime des immer schneller, immer mehr, immer besser tatsächlich auch in einer solchen leben. Schulze, Autor des Bestsellers „Die Erlebnisgesellschaft“, wendet sich mit seinen neuesten Beobachtungen zur gesellschaftlichen Wirklichkeit auch diesmal an einen breiten Leserkreis. Der Titel „Die beste aller Welten“ spielt auf die Behauptung von Leibniz an, wir lebten in der besten aller möglichen Welten. Schulze wendet dagegen das Leibniz'sche Diktum: „Nichts prägt die Kultur des Westens so sehr wie die Vorstellung, die beste aller Welten sei noch nicht verwirklicht.“

Schulze beschreibt die Vergangenheit als eine Abfolge immer neuer Steigerungen. Wir sind gezwungen, so lautet seine These, vom Gedanken einer Fortsetzung der Vergangenheit Abstand zu nehmen. Das vom Projekt der Moderne zum Dogma erhobene Denkschema, alles müsse immer wieder neu, besser, anders hergestellt werden, stoße heute an seine Grenzen. Seit der Aufklärung habe die „Idee der Steigerung“ eine eigene Dynamik entwickelt, ähnlich einem schwarzen Loch, „das im Laufe der Zeit eine machtvolle Bewegung mit immer größerer Sogwirkung erzeugt“. Irgendwann, schreibt Schulze, komme unweigerlich der Punkt, an dem wir paradoxerweise für das „Mehrkönnen mit Nichtmehrkönnen“ bezahlen müssen. Der Autor betreibt hier weder fundamentale Wachstums- und Fortschrittskritik noch schürt er Untergangängste. Vielmehr geht es ihm darum, die Möglichkeit eines Endes des „Steigerungsspiels“ zu denken.

Zwei Ideen haben die Geschichte der Modernisierung geprägt und bestimmen sie auch heute noch: „Steigerung und Ankunft“, oder anders: „Können und Sein“. Jetzt aber, so Schulze, wo viele „Steigerungspfade“ an ihr Ende kommen, verliert das steigerungslogische Schema seine Dominanz. Die Zeit sei reif für eine „Modernisierung der Moderne“, lautet die These, wobei neben dem alten „Zentrum der Sachen, der Natur des Könnens, das neue Zentrum des Subjekts, der Kultur des Seins“, an Macht gewinnt. Schulzes Überlegungen münden in einer dialektischen Verbindung von „Steigerung“ und „Ankunft“. Beide sind richtig und beide bedingen und brauchen einander.

Doch Schulze weiß um die Macht der Steigerungslogik. Nach Ansicht des Soziologen ist unser Alltagsbewusstsein zu sehr geprägt von der Vorstellung einer Welt, in der es Wandel ausschließlich unter der Prämisse eines aufeinanderfolgenden Wechsels von einem niedrigen zu einem höheren Niveau gibt: Wir erwarten dauernd das Neue, die nächste Auto-, die nächste PC-Generation, das verbesserte Waschmittel – ganz so, als könnten alleine Forschung und Entwicklung die drängenden Probleme der Zeit lösen. Dabei sind es gerade die neuen Herausforderungen – Mobilität, Individualisierung, Vernetzung und Globalisierung –, die auf langfristige Veränderungen der Alltagskultur hindeuten und nicht „auf kurzlebige Trends, die schon bald wieder durch etwas neues abgelöst werden“.

Skeptisch ist Schulze, ob zum Beispiel die Umweltschutztechnologie den notwendigen „Wandel des Wandels“ vorantreiben könnte. Vielmehr würden solche Technologien durch einen Effizienzgewinn zusätzliche Steigerungen ermöglichen: Größere Distanzen können zum Beispiel mit immer weniger Benzin zurückgelegt werden. Sie vertagen das Ende der an der Steigerungslogik ausgerichteten Moderne. Erst die erkenntnismäßige Ressourcenknappheit erweist sich als der limitierende Faktor und läutet den Wandel ein. Irgendwann, prognostiziert Schulze, zehren sich die kognitiven Ressourcen dieser Steigerungslogik auf. Die virtuelle Waage, der sprechende Papierkorb, die Zahnbürstenborsten mit Reinigungslamellen – und wir fragen uns: Wozu ist das alles überhaupt gut und nützlich?

Das Denken, glaubt Schulze, geht dann über die Sachen hinaus, geht in die Tiefe, führt zu „Selbstbegegnungen“ und Sinnbegegnungen, die „den Blick öffnen für Gegenüber und Gemeinschaft“. Gefragt ist also die Fähigkeit „subjektbezogenen Denkens“, nämlich aus den unbegrenzten Möglichkeiten einen Vorteil zu ziehen, der uns technisch, wirtschaftlich und politisch zur Verfügung steht. Ein erweitertes Bewusstsein erkennt so das Glück, das ihm das Steigerungsspiel bisher vorenthalten hat. Im Mittelpunkt steht künftig folglich nicht mehr die Erweiterung, sondern die Bewirtschaftung des nicht mehr wesentlich steigerbaren Möglichkeitsraumes.

Schulze meint damit ganz pragmatisch ein Ankommen der Menschen in der „Denkwelt des Seins“, einer Welt, die zwar das steigerungslogische Paradigma nicht ausschließt, aber relativiert und unter eine kulturbezogene „Rechtfertigungserwartung“ stellt. Allein, ob dieses Leben, das einen kollektiven Lernprozess voraussetzt, der weniger auf Zahlen und Fakten als auf vernetztes Denken und Konfliktbewältigung setzt, zur besten aller Welten führt, das lässt das überaus lesenswerte Buch offen. Die Gesellschaft bleibt auch bei Schulze ein Experiment von Versuch und Irrtum.

*Gerhard Schulze: Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? Carl Hanser Verlag, München 2003. 392 Seiten. 24,90 Euro.*